Zeitschrift: Bündnerisches Haushaltungs- und Familienbuch
Herausgeber: [s.n.]
Band: - (1936)

Artikel: Briefe über Erziehung
Autor: Schmid, Martin
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-550217

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Briefe über Erziehung

Von Dr. Martin Schmid, Chur

III.

An den alten Dorfschulmeister!

Daß Sie das Sätzlein, das ich in dem Briefe an Ihren jungen Kollegen an einer schwachen Stelle hingeworfen: an guten Methoden fehle es uns heute nicht und nicht an Bemühungen darum, so in Harnisch bringt! Und dennoch muß ich es wiederholen. Ich möchte sagen, um mich so deutlich wie möglich zu machen: das Methodische verstehe sich für den Lehrer von selbst, also auch die Ausbildung darin. Das Methodische ist das Handwerkliche, der Griff und der Pfiff, «der feine Griff und der rechte Ton», um es mit Schillers Wachtmeister zu sagen, das Zurechtmachen und folgerichtige Aufbauen des Stoffes. Wehe dem Schulmeister, der das nicht hat. Aber ohne Senkblei und Richtmaß, die aus ganz andern Gebieten stammen, wird es Routine, Schmiß und — Mechanik. Es ist dann eine komplizierte Art des Organisierens, ein geschäftiges Machen, ängstliches Zubereiten, ein «kindertümliches Fortschreiten», dem, so seltsam es klingt, ein Wichtiges fehlt: das Müssen von innen heraus, das Schöpferische. Dieses allein geht vom Sinn aus und setzt das Ziel fest; es ist geadelt vom besten, was wir brauchen, von der Ehrfurcht vor dem, was wir lehren, vor dem, den wir lehren, vor dem Gang, den wir antreten. Vielleicht wird deutlich, was ich meine, wenn ich umständlich und breit aushole.

Von Ehrfurcht zu reden ist heute so unmodern wie Gedichte lesen. In einer völkischen Zeitschrift las ich neulich den Satz: Das Gesetz dieser Zeit heißt: Wille und Tat, und wirklich ist dieses Gesetz in einer Einseitigkeit betont und verwirklicht, daß die Welt in allen Fugen kracht. Das Wort Krieg fiebert wieder durch die Völker. Aber auch wo wir Neutralen wohnen, herrscht ein Zustand, der mit Friede, Besinnung, Einkehr und ähnlichen begehrenswerten Dingen nichts zu tun hat. Brutalität auf der Straße, Motorengeknatter durch Nächte und Sonntage, schreiende Reklame, protzende Plakatwände, geschäftige Reportage gefährlicher Sportanlässe und bedauernswerter Unglücksfälle. «Wirtschaft, Horatio, Wirtschaft» hat Hamlet einmal mit schneidendem Hohn gesagt, und das Wort gilt heute, wenn je einmal. Ich brauche Sie nicht an die Tatsache zu erinnern, daß bis zu 50 000 Menschen dem Start einer Schar Renner bewundernd beiwohnen und hundemüde Pedaler mit Indianergeheul hetzen und anfeuern, und man darf sich ja auch nicht durch die aufdringliche Sentimentalität, die so häufig diese «Aktivität» auszugleichen sucht, beirren lassen. Geschäftigkeit, Betrieb ist die Losung, und jeder Schleier muß fallen, um alle Reizungen spielen zu lassen. Ob nun Autoritäten dergleichen entschuldigen und erklären, und ob man auch manches zur Erklärung aufbringen kann, tut nichts zur Sache. Daß es früher nicht besser gewesen, bessert den Zustand auch nicht. Karies bleibt Karies, auch wenn sie schon im alten Ägypten vorgekommen ist. Es ist ein Fieberzustand. Sehen Sie sich doch einmal die illustrierten Beilagen vieler Zeitungen an. So, und nun fassen Sie einmal in Worte, was Sie schauen: ein Kirchlein mit frühlingsjungen Krokuswiesen vor dem Friedhofmäuerlein als Titelblatt, dann auf der folgenden Seite «Glück im Stall», dann Jagdbeute (erlegte Hasen und Rehe), weiter vier Generationen (Urahne, Großmutter, Mutter und Kind), dann sechs Särge im geschmückten Kircheninnern mit Opfern eines Lawinenunglückes usw. Übertreibe ich? Sie schauen es ja selbst. Man braucht das Gesehene nur in Worte zu fassen, um zu erkennen, was für Augenweide da unseren Familien geboten wird. (Schließt Augen euch, hier ist nicht Zeit...) Ich bewahre ein Kulturdokument, eine Illustrierte, auf, welche die Darstellung eines Automobilunglücksfalles in Graubünden bringt. Unter dem gestürzten Auto zeigt ein fettschwarzer Pfeil, laut Anmerkung, die Stelle, wo man den Kopf der Verunglückten sehen könne. Alles wird photographiert, in Scheinwerferbeleuchtung gerückt: Geburt, Liebesleben, Sterben, Gebet und nachttiefe Trauer. Alles ist taghell, bewußt und nackt. Es gibt kein Geheimnis mehr, soll keines geben; es gibt jedenfalls keine Ehrfurcht vor dem Geheimnis mehr. Das Unbewußte auch soll sichtbar, die Psychanalyse Volksgut werden. Aus solcher Welt ist Gott geflohen. Und nun sehen Sie, auch die Methode als Selbstzweck kann bloße Routine, eitles Machwerk werden, nein, sie ist es. Sie ist bestenfalls Virtuosität, ohne Wärme und ohne den Zauber des Persönlichen. Etwas anderes wollte ich nicht sagen. Ich wollte nicht angreifen und herunterreißen, auf keinen Fall gering denken vor dem Können. Wie könnte ich auch! Aber da fällt mir das schöne Wort ein, das Rilke auf einer alten Truhe, dem Werkstück eines frommen Handwerkers, fand und bewunderte: Blumen zu malen ist allgemein, Geruch geben kann Gott allein. Ein Wort voll schlichter Versenkung. Es kommt aus Stille und mündet in Stille.

*

Es hat mir Eindruck gemacht, wie Sie unsere Zeit zu verstehen suchen und mit Geschick verteidigen. Aber die fanatische Wanderfreude, ja, den Wanderzwang und die Naturverzückung bedingungslos als Gesundungszeichen betrachten, wie Sie's tun, geht mir doch etwas weit. All das ist oft bloß Flucht, Flucht vor sich selbst, oft bloß Körperpflege und Appetitförderung. Wie wäre sonst der Raub in den Blumenwiesen der Berge möglich, der Lärm beim nächtlichen Anstieg, das tierhaft ungenierte Sonnen der nackten Körper auf blauen Berggipfeln, die Verschandelung und gemeine Beschmutzung des sonntäglichen Waldes durch die immer häufiger werdenden Waldfeste! Jedenfalls bedarf diese Naturfreude der Verinnerlichung, Beseelung und Erziehung. Gerade sie müßte in der Ehrfurcht Ankergrund haben.

Wie weit, weit hinter uns — sagenhaft hinter sieben Bergen — liegt doch die klassisch-romantische Zeit, die Zeit des alten Goethe. Schlagen Sie wieder einmal das zweite Buch von «Meisters Wanderjahre» auf, dieses Buch voll feierlicher Stille und geheimnisdunkler Weisheit, und verweilen Sie bei den Stellen, wo die Wallfahrenden die (pädagogische) Provinz erreichen, «in der sie so manches Merkwürdige erfahren sollten». «Wohlgeborene, gesunde Kinder», so werden die Fragenden belehrt, «bringen viel mit, die Natur hat jedem alles gegeben, was er für Zeit und Dauer nötig hätte: dieses zu entwickeln ist unsere Pflicht; öfters entwickelt sich's besser von selbst. Aber eines bringt niemand mit auf die Welt, und doch ist es das, worauf alles ankommt, damit der Mensch nach allen Seiten zu ein Mensch sei. Könnt ihr es selbst finden, so sprecht es aus.» Würden Sie's finden, alter Freund, oder wie Wilhelm den Kopf schütteln? Ehrfurcht — heißt die Antwort. «Allen fehlt sie, vielleicht euch selbst.» — Dreifach wird sie von den Erziehern des Romans gestuft: Ehrfurcht vor dem, was über uns ist; Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist; Ehrfurcht vor sich selbst. Nie entschließe sich der Mensch zur Ehrfurcht, heißt es weiter, sie sei ein höherer Sinn, der seiner Natur gegeben werden müsse und der sich nur bei besonders Begünstigten aus sich selbst entwickle, die man denn deswegen auch von jeher für Heilige und Götter gehalten. Man muß die folgenden Gespräche lesen, sich durch die Räume mit ihren Schildereien und Darstellungen aus der Religionsgeschichte führen lassen, um angeweht zu werden von der dämmerkühlen Feierlichkeit, die einen fremd und fern und doch wieder irgendwie vertraut und heimatlich anmutet.

Sie werden mit Recht sagen, das sei eine versunkene Welt, gewiß; aber das Beste, das darin atmet und lebt, das wird morgen wieder sein, wenn der Maschinenkult vertobt, die nervöse Tatenwut vertan, die Geldwirtschaft verarmt ist und die Seele nach dem Schönen und Großen, dem Stillen und Sonntäglichen darbt. Wer aber an Erziehung denkt, sich darum innerlichst müht, der wird, ob auch etwas «weltfremd», wie die Vestalin das Feuer hüten, das einst wieder von Altären zünden wird, in einer andern, vielleicht ganz ungoetheschen Zeit, aber in einer Zeit der Humanität im tiefsten Sinne. Er wird nicht warten und nicht dem Zeitgeist gänzlich verfallen; er wird das Seine tun. Wie schwer und wie entmutigend das oft ist, ersieht man gleich, wenn man bedenkt, daß man nicht allein auf den Zögling einwirkt. Mein lieber, alter Dorfschulmeister, es gibt ja heute auch kaum eine Dorfkultur mehr. Der Geist (oder Ungeist) der Fremdenindustrie, der Lärm der Straße, die Reklame, das Geldgeschäft, die Zeitungen mit ihren Widersprüchen, alles das ist eingedrungen und reizt, forciert die kindliche Entwicklung. Von überall her wird der Jugendliche angeschrien und aufgewühlt oder aber vergewaltigt und darum leer gelassen und der innern Verarmung ausgesetzt. Man hat oft das Gefühl, wenn man mit jungen Leuten umgeht, die auf die jugendliche Seele einstürzende Welt habe diese überwältigt, in den Bann genommen, ihr Wachstum vor der Zeit abgebrochen, ihre Entfaltung verhindert und die innere Lebenskraft geknickt. Dabei denke ich nicht einmal an die wirtschaftliche Not, an Arbeitslosigkeit und ähnliche Krisenerscheinungen; ich denke nur an die Verheerung, welche die von manchen nur positiv bewerteten Erfolge unserer heutigen Zivilisation an der jugendlichen Seele anrichten können. Sie werden einwenden, ich übertreibe, in Ihrem Tal und Dorf sei es nicht so schlimm. Um so besser! Aber nennen Sie mir Zeichen und Ausdruck Ihrer Dorfkultur! Wie vieles ist da versunken!

Da fällt mir eine kleine Begebenheit ein, die mich vor Jahren seltsam beeindruckte. Ich kannte einen alten Bauern, hoch am Berg, der, silberhaarig, verrunzelt und zitterig, mit einem unscheinbaren, recht gewöhnlich und kunstlos beblümten Krug kindlich sorgfältig und zärtlich umging; denn der Krug hatte einen feinen Sprung, der vom braunen Gefäßboden bis zum bauchigen Rund hinauf bog. Warum er das alte Geschirr so wert halte, wagte ich eines Mittags auf dem Bänklein an der Sonne die Frage. Er gab die Antwort ohne Pathos, ohne Frommtun und Wichtigkeit. Er gab sie schlicht und selbverständlich. Darin hätte er als Büblein dem Vater Most aufs Feld getragen. Jedesmal, bevor er ausgezogen, habe die Mutter ein Tüchlein darüber gebunden, ihm den Henkel in die Hand gedrückt und gesagt: «Gib acht, daß du den Krug nicht zerschlägst». — Ich möchte einmal aus diesem Krug den Durst stillen. —

Was nun tun, um Ehrfurcht zu pflanzen? Die Antwort ist recht schwer. Zurückdrehen können und wollen wir das Rad nicht, und «machen» kann man das ja überhaupt nicht. Unsere bewußte und planmäßige Erziehung ist nur ein Teil der Beeinflussung des jungen Menschen, wie ich schon sagte. Am einfachsten hat wohl Stern die Einwirkungen der Umwelt auf den Menschen gegliedert; die drei Mächte sind: die Natur, die Kultur, der Mensch. Da sind wir mit unserer Arbeit in bevorzugter Lage, wenn Ehrfurcht zu unserer Grundhaltung geworden ist, Ehrfurcht als Bereitschaft, göttliches Walten im kleinen und großen, in Werden, Sein, Vergehen vertrauensvoll zu verehren. Denn die Landschaft, die uns umgibt, der Raum, in dem wir leben, sie weisen durch den Kranz der Berge himmelwärts. Lieblich im Glanz der Schlüsselblumenwiesen, feierlich im Silberkleid des Schnees unter heller

Sternenfülle, furchtbar in Wetternächten, tödlich im Fall donnernder Lawinen, rauscht uns diese Landschaft Gottes gewaltige Psalmen. Diese Natur gilt es dem Kinde nahe zu bringen, zu deuten, zu erhellen, nicht nach den Rubriken «nützlich und schädlich», nicht nach dem kleinlichen: «Zwar weiß ich viel, doch möcht' ich alles wissen», sondern mit dem Ziel, das Kind staunen und verehren, lieben und helfen zu lehren. Dabei braucht es keinen «poetischen» Naturkundeunterricht; es «genügt» die genaue Anschauung und begriffliche Erfassung. Ich denke sogar an die Klarheit des Kristalls und die größte Sparsamkeit der Worte. Nicht der Verstand ist der Bereitschaft zum Verehren im Wege, sondern Eitelkeit und menschlicher Hochmut. Auch gilt es nicht, einen sentimentalen Natur- und Tierschutz anzulehren, der nur dem gesunden Handeln im täglichen Leben im Wege stünde. Wo uns die Natur weichlich statt stark macht, ist sie selbstgefällig erlebt. Daß wir die Kinder auch naturschützlerisch handeln lassen, ist selbverständlich. Das muß ich Ihnen, lieber Kollege, nicht sagen, vor dessen Schulfenstern Nistkästchen hangen, und dem Bäume, die Schulkinder gepflanzt, den Spielplatz beschatten. Wenn wir unsere Jugend stärker in der heimatlichen Scholle verwurzeln, wenn wir sie ihr verpflichten, dann wird die Landflucht kleiner und die Opferbereitschaft, auch in bösen Zeiten den Acker zu betreuen, größer. Es fällt mir immer auf, wie wenig unsere Landjugend die Blumen und Pflanzen der Heimat kennt: keine Salbei, keine Esparsette, keine Glockenblume, keine Wegwarte. Das kann nicht nur an der Winterschule liegen. Da hat man Schlichtes und «nicht Nützliches» am Wege übersehen, weil der Lehrplan ohnehin viel Stoff verlangt! Wirklich? Es ist übrigens nicht richtig, daß die ländliche Jugend der Natur viel näher sei als das Stadtkind. Ihre Einstellung ist häufig allzustark vom Nützlichkeitsstandpunkt beherrscht, den das Elternhaus einnimmt, nicht nur in Krisenzeiten. Da gilt es umzubauen, was in fast allen Fächern möglich ist. Ich habe einmal einen Religionslehrer gehabt, der uns Kleinen in der Kinderlehre eine sonntägliche Frühlingsstunde mit der Schilderung des Bergfrühlings füllte. All die Blumen auf den schwellenden Matten erstanden in seinem Wort, und den ganzen Farbenzauber stickte er zum strahlenden Mantel Gottes. Ich bin wohl nicht der einzige, dem die Erinnerung an diese Stunde geblieben ist. Aber ich will abbrechen; das schöne Wort des Herrn, mit dem er die schlichte Schönheit der Blumen am Wege bedacht, möge Ihnen in die Stille des Dorfabends läuten.

*

Ästhetisieren? Ich habe diesen Vorwurf halb und halb erwartet und gestehe, daß er mir nicht unwillkommen ist. Der Bauer spricht aus Ihnen, wenn Sie die «Erziehung zum Schönen» weniger betont haben möchten (eine beliebte Redensart!), wenn Sie von Wandschmuck, vom gelegentlichen Vorweisen schöner Bilder und dergleichen nicht viel erwarten, weil man keine Zeit zum Verweilen habe. Mit Freuden ergreife ich die Gelegenheit, laut zu sagen, daß Schönheit ein herrliches Tor zur Ehrfurcht ist, denn Schönheit ist Einheit, Ganzheit, Harmonie. In der Schönheit offenbart sich das Vollendete. Wenn sie aus der Welt verschwände, versänke alles in Barbarei. Es gibt denn auch kein Kind, das nicht Anlage und Empfängnismöglichkeit für das Schöne hätte; daß wir diese so häufig verschütten lassen, ist ein Jammer. Und doch reden wir so viel von harmonischer Ausbildung aller Kräfte.

Und nun will ich gleich, nachdem ich über manche Erscheinungen unserer Zeit geklagt habe, betonen, wieviel auch in unserer heutigen Kultur und Technik zu bewundern wäre: Brücken, die stolz über Tobel und Abgründe setzen, gewaltige Stauanlagen, Straßenschleifen, die den Paß bezwingen, Apparate, Mikroskope, darin ein unscheinbares Flöckchen zum Wunder wird. Sollte nicht das schlichte Bergkind ehrfürchtig ins Staunen kommen, wenn aus dem kleinen Radioapparat auf dem Schultisch ferne Musik, Märchen und Lehre erklingen, wenn ihm der Schulkino das Leben der Lachmöve, das Veredeln der Obstbäume und fremde Völker auf die Leinwand zaubert. All das kann und soll Bewunderung und Ehrfurcht erwecken und wird es tun, wenn wir Lehrer es wirklich nach seinen Werten vermitteln. Dazu gehört aber, daß die Jugend erkennt, wieviel stille Nachtarbeit, wieviel Schweiß und Opfer dieser Fortschritt verlangte, den wir heute mühelos genießen. Gehört ferner die bewußte Einschränkung im Genusse. Wer führt als weiser Lehrer in die moderne «pädagogische Provinz», die, innerlich uns nahe gebracht, nicht ärmer wäre an Weihe, Größe und dauernden Werten? Ehrfurcht vor Menschenarbeit, Menschenwillen, Menschenwerk und Menschenschicksal könnte da aufs schönste gepflanzt werden.

Ich glaube übrigens, unsere Jugend müßte für die Kultur und Technik weit mehr und tiefere Bewunderung haben, wenn sie durch die Geschichte besser lernte, sich mit sich selbst auseinanderzusetzen. Aber der Geschichtsunterricht der Volksschule ist zu sehr verwässerte Wissenschaft, zu sehr «Überblick und Zusammenhang» statt monumentale Betrachtung. Entwerft Lebensbilder, große Porträts, Heldenschicksale (im weiten Sinne des Wortes), und ihr seid wahrhaft kindertümlich, weil ihr der jugendlichen Sehnsucht entgegenkommt! Auch Dufours und Louis Favres Leben sind Schweizergeschichte.

Haben wir denn aber selber die rechte Ehrfurcht vor dem Kinde? Ich meine nicht die schwächliche Bewunderung alles Kindlichen, die Vergötzung der Kleinen, wie sie etwa bei jungen Ehepaaren zu finden ist. Ich meine die Achtung vor dem jungen Leben mit all seinen Unvollkommenheiten, den Glauben an die Entwicklungsfähigkeit und Gesetzmäßigkeiten dieses Lebens. Ohne sie werden wir den Jugendlichen an uns binden, von uns abhängig machen, seine Liebe und sein Lob wollen statt nach Wissen und Gewissen führen. Wir werden Autorität sein wollen, an der es nicht zu rütteln gibt, und die wir ängstlich und schwächlich aufrecht halten. Wo wir aber Ehrfurcht haben, da sind wir uns unserer Grenzen und Schwächen bewußt, da fürchten wir auch den Kreuzweg nicht, wo wir den jungen Menschen auf sich selbst stellen, wo wir ihn vertrauensvoll seinem Weg und anderen

Mächten überlassen. Der wahre Erzieher wird ganz selbverständlich dahin kommen, wo er dem ihm Anvertrauten sagt: «Das kann ich dir nicht sagen; ich weiß es nicht. Du mußt nun den Weg selber suchen, selber erkämpfen; du wirst Lust und Leid, Freude und Trauer erleben. Wirf den Helden in dir nicht ab. Hab Ehrfurcht vor dem, was in dir ist.»

Lieber, alter Freund! Wir können unsern Kindern und Zöglingen nichts ersparen, keine Krankheit, kein Unglück, keinen Schicksalsschlag, keine Trauer; aber wir können ihnen durch Beispiel und Lehre zum Bewußtsein bringen, daß Ehrfurcht davor schweigend steht, daß es auch eine Ehrfurcht vor dem Rätsel des Lebens gibt. Ehrfurcht und Glauben gehen als Geschwister Hand in Hand. Ich wüßte nichts Größeres und sehe nichts Tieferes, wo immer ich Menschenschicksal in der Geschichte aufschlage.

Und nun zürnen Sie mir nicht, daß ich keine Rezepte anführe, kein Pädagogiklehrbuch skizziere. Ihr stilles Schalten, Leben und Wirken im Dorf am Berge war und ist Erziehen. Ich wollte Sie ja auch nicht belehren, sondern eigentlich nur bekennen — es ist ausführlicher geschehen, als dem Ganzen bekömmlich —, daß ich nichts Besseres weiß als Ihre ernste und doch frohe Arbeit im Kleinen. Wenn es nicht zu feierlich klänge, würde ich gerne sagen, daß ich Sie in Ehrfurcht grüße. Aber dann brausen Sie auf, und das soll ja der Lehrer nicht tun, wie die Theorie verlangt.

In Armut reich

Von Chr. Christoffel

Schrill tönt die Hausglocke.

Vor der Türe steht pustend der Kienmann, neben ihm am Boden der große Sack mit den Kienbüschelchen. Umständlich holt er diese mit seinen starren Händen heraus, und mit dankbarer Miene nimmt er die paar Zehner dafür entgegen, froh über die kleine Erleichterung seiner Bürde und die kleine Einnahme. Kein ärgerliches Murren kommt über seine Lippen, wenn er auch einmal abgewiesen wird. Mit einem gutmütigen: «Ein andermal wieder» nimmt er seinen Sack auf den Rücken und trottet davon.

Der Kienmann kommt von weit her, wohl drei Stunden entfernt liegt sein Dorf. Diesen Weg macht er jede Woche bei Sturm und Regen, Schnee und Kälte und ob ihm auch das Wasser in die zerrissenen Schuhe dringt, ob auch sein Atem am Bart zu kleinen Eiszäpfchen gefriert, unverdrossen stapft er weiter; denn er will und muß ja seine Kienbüschelchen verkaufen. Er ist keiner von denen, die so selbstverständlich fremde Mildtätigkeit in Anspruch nehmen. Darin sieht er keinen Segen. Er will arbeiten und seinen kleinen Unterhalt selbst verdienen.

Im Sommer hütet er den Bauern das Vieh oder arbeitet auf dem Feld, im Wald oder in den Weinbergen. Vor Jahren lebte er mit zwei jüngeren Brüdern zusammen. Beide waren leidend und auf die Hilfe des älteren angewiesen. Damals hätte er eine dauernde Stelle bei einem Bauern haben können. Er nahm sie nicht an; er hatte das «Herz» nicht, seine kranken Brüder zu verlassen, und seiner Mutter habe er ja am Sterbebett versprochen, bei ihnen zu bleiben. Das hat er treulich gehalten, und dafür sei er reichlich belohnt worden, indem ihm der Herrgott eine gute Gesundheit geschenkt habe. — Wenn er das erzählt, gleitet ein zufriedenes Lächeln über sein runzliges Gesicht.

Seit dem Tode der Brüder wohnt er allein. In einer zerfallenen Hütte hat er seine Stube, die ihm Lagerstätte und Werkstatt zugleich ist. Jetzt ist er alt, und seine Glieder fangen an steif zu werden; doch das zufriedene Gemüt ist ihm geblieben. Wenn die Feldarbeiten beendigt sind, wenn graue Nebel über die Wiesen schleichen und die Herbststürme an den Fensterladen rütteln, dann zieht er sich in seine Stube zurück. Dort flickt er den Bauern ihre Körbe und Zainen, spaltet das Kienholz in kleine Spänchen und ordnet sie in Büschelchen. Er weiß, wenn die Leute in der Umgebung anfangen, ihre Öfen zu heizen, dann erwarten sie auch wieder den Kienmann.

Nicht selten finden Arbeitslose und wohl auch Arbeitsscheue den Weg in die ärmliche Hütte. Der gute Alte nimmt sie auf, teilt sein kärgliches Mahl mit ihnen und bereitet ihnen ein Nachtlager. Aber nicht alle sind ihm dankbar dafür; oft schon haben ihn Unwürdige um seine letzten Ersparnisse betrogen. Doch er kann nicht anders; er hat das Herz nicht, die Bittenden abzuweisen, und er fühlt sich ja auch so reich im Besitze seiner Gesundheit!

Wie klein, wie gering wird vor solcher Opferwilligkeit die Gabe in der Hand des Besitzenden! Wie oft wenden wir uns ab vom Elend anderer! Dieser Arme aber nimmt den Einlaßbegehrenden auf in christlicher Nächstenliebe, im kindlichen Vertrauen auf den gütigen Gott: das «Herz» gebietet es ihm.

Beneidenswerter Mensch, der selber kaum das Nötigste besitzt und dennoch reich genug ist, seinem notleidenden Bruder zu helfen!